

Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur
Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine
Band: 10 (1928)
Heft: 11

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Schweizer Frauenblatt

Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizerischer Frauenvereine.

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 10.30, halbjährlich Fr. 5.80, vierteljährlich Fr. 3.20. Für das Ausland wird das Porto zu obigen Preisen hinzugezählt. / Einzelnummern kosten 20 Rp. / Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhofs-Läden.

Erscheint jeden Freitag
Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt“, Zürich

Insertionspreis: Für die Schweiz: Die einpaltige Monoparallele 50 Rp., Schiffsgebühren 50 Rp. / Seine Verantwortlichkeit für Platzierungsverpflichtungen der Inserate. / Inseratenchluss: Mittwoch Abend

Administration und Inseratenannahme: Dr. A.-G., Zürich, Giltstrasse 43, Telefon 6. 65.49, Postkassenkonto VIII 3001 / **Druck und Expedition:** Buch- und Kunstdruckerei A. Peter, Pfäferschwil-Zürich, Tel. 60
Nr. 11 **Zürich, 16. März 1928** **X. Jahrgang**

Wochenchronik.

Aus der Bundesversammlung.

Bern, den 14. März 1928.

Der Nationalrat hat den ersten Drittel der Session dem eidgenössischen Strafrechtsgesetz gewidmet und ist dabei in der Einzelberatung im ersten Teil bis zum dritten Abschnitt: „Strafen und führende Maßnahmen“, gelangt. Die größte grundsätzliche Frage, die das Gesetz aufwirft, diejenige ob die Todesstrafe aufzunehmen sei, hat der Rat mit harter Mehrheit (mit 144 gegen 38 Stimmen) verneint. Es war ein Kampf zwischen zwei Lebensauffassungen, der da entrann, und letzten ist im Ratssaal so viel und so widerstreitend im Namen der Religion geäußert worden, wie bei dieser Debatte über die Todesstrafe. Der Bundesrat hat diese Straftat im Entwurf ausgeklärt, entsprechend den Strafgesetzen der Mehrheit der Kantone. Nur zehn Kantone weisen heute noch die Todesstrafe in ihren Gesetzen auf. Die Minderheit in der Kommission und im Rate hat sich denn auch namentlich aus Verehrern dieser zehn Kantone gebildet. Daß Herr Dr. Doppelstein, ein Arzt, der erkennen wollte, wie unzulänglich menschliches Wissen ist, und wie oft es schon zu Suizidstrafen geführt hat, sich mit dem Gesetze über die Todesstrafe in göttliches Gebot zu vergleichen gelte, das ist gewiß verwunderlich. Wir dürfen uns wohl freuen, daß sich der Rat mit so harter Mehrheit zu humaner Auffassung bekannte und wir wollen mit dem Referenten, Hrn. Seiler, hoffen, daß das große fortschrittliche Werk des eidgenössischen Strafrechts nicht an der Frage der Todesstrafe scheitert. Zu Beginn der zweiten Session nahm der Nationalrat in der Dezember-Session unterbrochene Beratung der Alkoholvorlage (Verfassungsart. 31 und 26bis) wieder auf. Der Vorschlag betreffend die Verminderung der Hausbrennereien wurde im folgenden Wortlaut angenommen: „Der Bund wird die Zahl der Hausbrennereien vermindern, indem er solche auf dem Wege der freiwilligen Uebernahme erwirbt.“ Es ist das eine sehr wenig verbindliche Fassung, die den Hausbrennern keine Verpflichtungen auferlegt. Bei Ziffer 11 der Vorlage betreffend die Verteilung des Ueberflusses der Erträge des erweiterten Alkoholmonopols hat Hrn. Müller, St. Gallen, auf die Idee eines Uebergangsstadiums der Altersfürsorge als Bundesmittel zu sprechen. Bundesrat Dr. Müller antwortete ihm, daß der Bundesrat der Anregung sympathisch gegenüberstehe, daß die Aufwendungen für diese vorübergehende Altersfürsorge aber nicht den Erträgen des Tabakzolls entnommen werden, sondern auf dem Budgetwege erfolgen sollten. Mit allen gegen vier Stimmen wurde die Alkoholvorlage genehmigt. Der Bundesrat befragte sich lobend mit der Verteilung des Ueberflusses an die Kantone für den Unterhalt ihrer Gefängnisse. Er stimmte im wesentlichen den Beschlüssen des Ständerates zu, die wir im Schweizer Frauenblatt bereits mitgeteilt haben.

Im neuen Räten wurde zu Wochenbeginn je ein neues Mitglied beidseitig. In den Nationalrat zieht nach längerer Pause wieder Hr. de Kadours ein, ein bekanntlich etwas geräuschvoller Redner, der vornehmlich auf den Schwere der Wirtschaft, Geld und im Ständerat ist auf Frage des verstorbenen Hrn. Huber der staatliche Turzburger Regierungsrat Schmid.

Derung betreffend die Kostenerteilung der Maßnahme bis zum 30. Juni 1929 zu verlängern sei. Dann aber soll unüberprüflich eine auf verfassungsmäßiger Grundlage beruhende Getreideverförmung mit monopolistischer Wirkung eintreten. Es war nun nicht mehr Dr. Schulthess, der die bundesrätliche Vorlage empfahl; er hat seine Getreideverförmung auf Hrn. Scheurer abgedacht. Offen bekannte der Chef des Militärdepartements: „Auch ich erblicke die beste Lösung für die Brotverförmung unseres Landes im Monopol, allein nachdem das Volk sich gegen das Monopol entschieden hat, werde ich alle meine Kräfte einsetzen für eine Ordnung, die dem Volkswillen entspricht.“ Ein anderes interessantes Faktum des Ständerates bildete ein Postulat des liberalen Neuenburgers Hrn. de Neuron, folgenden Inhalts: „Der Bundesrat wird eingeladen, die Revision der Art. 89 und 121 der Bundesverfassung zu dem Zweck zu prüfen, die Zahl der für das Zustandekommen eines Referendums — oder Initiationsbegehrens — nötigen Unterschriften zu erhöhen und sie der Zahl der Stimmberechtigten anzupassen.“ Das Postulat war von neun Mitgliedern verschiedener Fraktionen unterstützt. Nachdem es Hr. de Neuron ausführlich begründet hatte, setzte eine etwas pessimistische Disposition ein, die bei namentlich das Bedenken vorbrachte, es könnte die verlangte Erhöhung der Unterschriftenzahl für Referendum und Initiative als eine Einschränkung des Volksrechtes beim Volke aufzuheben führen. Hrn. Bundesrat Seiler war es vorbehalten, durch ein entscheidendes Wort die Atmosphäre zu reinigen. Er erklärte, daß der Bundesrat bereit sei, das Postulat zur Prüfung entgegenzunehmen, da er in der Anpassung der Unterschriftenzahl an die Zahl der Stimmberechtigten eine durchaus begründete, zeitgemäße Forderung erblicke. Daraufhin wurde das Postulat mit 24 gegen 13 Stimmen ebenfalls erlassen und Bündnis entgegengenommen, die sich in außerparlamentarischen Kreisen immer häufiger geltend machen.

Beide Räte bestätigten sich überdies mit einer Reihe kleinerer Geschäfte, wie sie jede Session mit sich bringt. Erwähnt seien hier nur die Ratifikation eines weitgehenden Vergleichs- und Schiedsvertrages mit Kolumbien und die Genehmigung der bundesrätlichen Berichte über die 8. Wälfersbundesversammlung. Anlässlich der Beratung der letzten monatlichen Bundesrat Notiz berufende Mitteilungen über den Bau des Wälfersbundespalastes in Genf, dessen Projekt bekanntlich von internationalen Architektenkreisen angefochten wird.

Das Jenseitsabkommen im französischen Senat
Mit großer Befriedigung vernimmt man in der Schweiz, daß der französische Senat am 14. März das französisch-schweizerische Schiedsabkommen über den Jenseitshandel entgegen dem Verschiebungsantrag der hochhonorarlichen Senatoren endlich ratifiziert hat. Entsprechend dem Wunsch der Schweiz kommt nun der Jenseitshandel zum endgültigen Abschluß vor den internationalen Gerichten im Haag. Wie dieser Entscheid aus dem Ausland wird sich die Schweiz heugen, nicht aber der Willkür. S. M.

Das Dienstbotenproblem.

Von J. Briner.

Im Verlag des Zentralsekretariates Pro Juventute ist soeben eine Broschüre herausgekommen, deren Erscheinen weite Kreise mit Spannung und Freude begrüßen. Es ist dies eine Studie von E. Hausnrecht-Verendinger,

betitelt „Das Dienstbotenproblem“, hervorgegangen aus 6 Vorträgen, die die Verfasserin im Winter 1926/27 in der Frauenzentrale St. Gallen hielt. Die Leiterinnen der weiblichen Abteilung des st. gallischen Arbeitsamtes haben Frau Hausnrecht in Rat und Tat wertvolle Mitarbeit geleistet.

Das moderne Dienstbotenproblem steht auch in der Schweiz seit Jahrzehnten zur Diskussion. Frauenvereine, Arbeitsämter, Berufsberatungsstellen und andere Instanzen haben ihre Wichtigkeit längst erkannt und haben sich Mühe, seinen Schweregraden in der Praxis näher zu treten. Streifen wir nur flüchtig die zahlreichen Werke, als da sind: Marthas- und Marienheime und Stellenvermittlungsbureau für Dienstmädchen, Haushaltungsschulen, die ursprünglich als Dienstbotenschulen gedacht waren, Dienstboten-Altersheim, Sonntagswerke, Diplomierung treuer Dienstboten, Dienstbotenvereine, Sekretariate, Hausdienstkommissionen, Institutionen der Haushaltungslehre- und Prüfung, Normaldienstvertrag usw.

Teils vorgängig, teils Hand in Hand mit den praktischen Bestrebungen, setzte auch schon vor 30 Jahren eine bescheidene Literatur zum Thema „Dienstboten-Not“ ein, in Deutschland natürlich reichhaltiger als bei uns. Von den in der Schweiz gedruckten Veröffentlichungen möchten wir als markanteste nennen: Das 1912 erschienene Büchlein „Die Dienstbotensfrage und die Hausfrauen“ v. W. Förster, welches das Thema in ethisch-philosophischer Richtung vertritt. Eine gründliche rechtliche Betrachtung des Problems bietet die 1919 erschienene Dissertation von Dr. jur. Emma Steiger über das Dienstbotenverhältnis im schweiz. Privatrecht.

Frau E. Hausnrecht endlich hat das Bedürfnis erkannt, das Dienstbotenproblem, wie es sich für die Schweiz darstellt, in seiner ganzen Vielschichtigkeit, in seinen volkswirtschaftlichen und rechtlichen, historischen, sozialen und ethischen Bedingungen und Auswirkungen zu erfassen. Wenn namentlich als Frucht eifriger, gewissenhaften Studiums ihre umfassende Darstellung vor uns liegt, wundern wir uns, wie die vielen praktisch tätigen Instanzen ohne solche auskommen konnten.

Die Arbeit von Fr. E. Hausnrecht zeichnet sich durch hervorragende Sachlichkeit, klare Gliederung und fließende Sprache aus. Sie wird aber, da sie reiches Material an Tabellen und Statistiken enthält, ihren vollen Wert nicht bei einmaligen raschen Durchlesen, sondern erst als Nachschlagewerk beweisen.

Die Broschüre „Dienstbotenproblem“ ist in drei Abschnitte gegliedert. Betrachten wir

mit der Verfasserin zuerst die Beziehungen von Schule und Elternhaus zum genannten Problem. Sie geht von den erwiesenen Tatsachen aus, daß ein ausgeprägtes Mißverhältnis von Angebot und Nachfrage und eine starke Ueberfremdung im Dienstbotenberuf bestehen, weil Schweizermädchen ausgeprohene Abneigung gegen diesen Beruf befehlen. Um den Gründen solcher Abneigung auf die Spur zu kommen, veranstaltete Fr. Hausnrecht im Jahre 1926 in allen 7. und 8. Mädchenklassen der Stadt St. Gallen, sowie in den 7. und 8. Klassen von 15 st. gallischen Landgemeinden eine Erhebung über die Berufsziele der Schülerinnen. Das in der Enquete gewonnene Zahlenmaterial ist dem Texte beigelegt; der Verfasserin ist indessen weniger um Zahlen zu tun, als um die Gründe, die zu diesem oder jenem Berufsziel führen. Die Beziehungen von Schule und Elternhaus zur Berufswahl will sie erforschen, um daraus die Möglichkeiten einer Berufswahlbeeinflussung abzuleiten. Der Anteil der Primarstufe, des Handarbeits- und des Hauswirtschaftsunterrichtes, der Abschlussklassen und der Berufsberatung an der Berufswahl wird erörtert. Weber in der Schule noch im Elternhaus wird es sich darum handeln dürfen, ein Kind durch direkte Beeinflussung einen bestimmten Berufswahl zuzuführen. Es kann durch die Schule jedoch indirekt geschehen: durch die Betonung des Wertes jeglicher Arbeit, durch die Förderung manueller Fähigkeiten, durch sachliche Behandlung der Berufsprobleme und Kontakt mit Berufsberatungsstellen, endlich durch gut ausgebauten Hauswirtschaftsunterricht. Dem Elternhaus kommt bei der Berufswahl die größte Bedeutung zu. Es sind, neben mangelnder Orientierung, oft Standesurteile, die die Tochter vom Dienstbotenberuf abhalten oder es selbst leidet dem Mädchen im Elternhaus das ruhige, natürliche Hineinwachsen in häusliche Pflichten, das so wohl für spätere Hausfrauen, wie für spätere Dienstmädchen die beste Grundlage zur Tüchtigkeit bildet. An Hand einer Lektionsfolge zeigt uns die Verfasserin eine rechenmäßige Aufklärung über die vielfach verkannte wirtschaftliche Seite des Dienstbotenberufes. Mit dem erwähnten Kapitel Schule und Elternhaus ist gezeigt, daß die Erziehung das Gegenwärtige schaffen soll zu einseitig wirtschaftlich orientierten Berufswünschen, und daß es erstrebenswert und möglich ist, die Berufswünsche junger Mädchen zeitigen in gute Bahnen zu lenken. Diese Bahnen aber weisen von selbst in die Richtung hauswirtschaftlicher Frauenberufe.

Der 2. und ausgebreitetste Abschnitt der

Feuilleton.

Der Weg einer Neu-Armen.

Erzählung von Ruth Waldstetter.

(Fortsetzung.)

Mein Empfindungsreich und die Barockmode sind verkauft. Mir scheint, ich tue den lieben Sülden ein Unrecht an. Sie waren Sinnbild in ihrer edlen Form, und die Gesichte eines würdigen Geschlechtes verbanden sich Jahrhunderte lang mit ihnen. Aber dies allein macht den Schmerz für mich bitter. Sie waren mir Stütze und Halt, diese Stütze, herausgeklüffelt und gepieglertes Juch. Dieses Juch soll ich entbehren. Entziehen soll ich in mein eigenes Leben allein, in dieses kahlende, bedrängte.

Der Zwischenhändler teilt mir mit, daß der Käufer mich selber sprechen möchte. Er hat mich nicht im Rangere hängen können. Aber so habe ich heute noch das Geld in Händen, das Geld, das mich ruhig wird schlafen lassen, das mit meinem Tribut die langen Wege zu den Schülerinnen verfügt, das mit die Winterhölle ins Haus schafft.

Alle den beschiedenen oder ausdrücklichen, den hoffenden oder ängstlichen Seeligen, allen denen, die hier Geld erwarten, Geld einfordern, Geld entrichten, Geld vernachlässigen, hat er gebietet in feiner unüberwindlichen, großen Sachlichkeit.

Ein unterer Herr, mit kurzen Armen, in einem engen, eleganten Anzug gepreßt, öffnet die Tür zum Büro. Er sagt mir, daß er sich freut, mich zu sehen, daß er mich im Konzert hat spielen hören, wann und was weiß er nicht mehr, aber wohl, daß ich auswendig spielte, alles auswendig. Er hat sich entschlossen, meinen Schreibe- und meine Kommode zu kaufen, obgleich er eine Menge betrieblischer Angebote hat, denn die Zeiten sind schlecht. Nun, er kauft auf Zulehnen hin. — Ob es mich freut, meine Sammlung zu sehen?

Wir durchschreiten zwei Räume voll von alten Möbeln, Wandbehängen, alten Silberaufhängen; exotische Güter hoden in den Ecken, gotische Glaschneiben hängen an den Fenstern. Mein Begleiter weist mit lowerarmer Gebärde auf dieses und jenes tolle-here Stück, hier werden meine Möbel stehen. Ich höre plötzlich in der Erinnerung ein helles, quieschendes Klirren. So löst, wenn man die Schiebläden der Barockmode aufhebt. Der Laut tut mir weh. Aber die Stimme des letzten Geschäftsführers dringt auf mich ein: „Zu größeren Gesellschaften in meinem Hause ziehe ich hin und wieder Künstler bei. Ich hätte vor ein paar Wochen erdet einen Zuhörer, der war gut, er amusee mich — aber ich hab auch gern mal was Gerisses. Müßt ich immer ermunstigt; vielleicht hätten Sie gelegentlich Lust, wie? Ich gehe fünfzig, lechtig Markt, auch mehr.“

Wir stehen stumm vor einander; mein Schweigen wird beleidigend; ich fühle nur eine tiefe Verwunderung, die mich lähmt.

„Wie Sie wollen“, brummt der Geschäftsführer. „Ich meine nur, wenn ich Ihnen einmal die Gelegenheit bieten könnte es weiß natürlich Niemand, daß Sie honoriert werden.“

„Nein, das verstehe ich wohl, ich werde „Gast“ sein im Hause Kell! Aber nun meine Zahlung? Wie komme ich zu meiner Zahlung? Wann werden Sie die Möbel abholen?“ frage ich.

„Die Möbel?“ Herr Kell scheint sie ganz vergessen zu haben. „Sobald — Die Lieferung ist im Preise inbegriffen. Sobald sie abgeholt sind, können Sie sich bei meiner Sekretärin melden, im Vorzimmer, wo Sie gewartet haben.“

Ich frage abends im dunklen Zimmer allein mit meinen Fragen. Wie fing es an? Hinter dem Anfang liegt immer noch ein Anfang. Der Anfang weicht zurück bis hinter die Grenzen meiner Kindheit und in das Unbekannte, das vor meinem Wissen liegt. Dort wurden und wuchsen zwei Seelen. Spät, als zu ihrer Jugendkraft erwachte Menschen, fanden sie sich, die beiden, die das Paradies nicht ganz vergeblich hatten, im Lichte jener Welt, wo ein ewiges, helles Gleichgewicht als Harmonie erlöst. Aber dann sollte ihre irdische Menschlichkeit die Wahl ausपालten vor der Willkür des Wlatts und gegen die diesseitigen blinden Begierden, Zweifel und Eitelkeiten!

Der Anfang?

Es war Winterabend. Ich saß in unerm Wohnzimmern in der Großstadt. Draußen hörte ich das Surren und Sornen der Autos und das Quitschen und Dröhnen der Elektrischen. Drin war es still, und die Stille schien gefangen mitten im Lärm der Stadt. Ich hatte in einem regelmäßigem, leisen, zischenden Ton. Es war der Atem meines kranken Vaters. Es hatte sich erkaltet, und sein Rhythmus nicht mehr am Fenster, sondern in der geliebten Ecke neben meinem Divan. Der Fint sah unbeweglich auf seiner Stange; er hatte die Feder aufgeschlüsselt, die Augen waren mit grauen Fäden halb verhängt, und er atmete, atmete aus seiner kleinen tranten Singtable müßig stehend. Ich hatte ihm Dampf gemacht, ihm Wlcht in den Wasserpfopf getropft, und nun hätte ich schlafen gehen können. Aber ich wartete auf Albert. Die Hand für ihn bereit, Früchte und Gebäck. Es ging auf Mitternacht. Wie war er ohne Kunde so lang ausgeblieben in den paar Wochen seit unserer Heirat. Wo mochte er sein im Chaos dieser kranken Stadt?

vor allem in England, nach Finnland zurückgeführt, gestaltete sie die Krankenpflege in der Heimat um und widmete sich, reich an Initiative, mit besonderer Fürsorge der Krankenpflegerinnenausbildung, deren Niveau durch sie eine wesentliche Erhebung erfuhr.

Aber auch der von ihrem Bruder, dem „weissen“ General Finlands, gegründete Verband für Kinderfürsorge, ferner das finnländische Rote Kreuz und ihre eigene Schöpfung, die „Kinderburg“ — ein Wälder- und Kleinfinderheim — empfingen von ihrer wertvollen Impulse und standen dauernd unter ihrer Einwirkung.

Auch in internationaler Zusammenarbeit spielte sie eine hervorragende Rolle. Neben den nordischen Organisationen, deren Mitglied sie war, war sie lange Jahre hindurch Mitglied des Vorstandes des Internationalen Krankenpflegerinnenverbandes und seit 1925 seine Ehrenvorsitzende.

Die Verdienste dieser uns, sagen die „Internationalen Nachrichten“ von ihr, ein edles Vorbild würdiger Humanität, unermüdlicher, freudiger Tätigkeit.

Gedächtnisfeier zu Ehren von Josephine Butler.

Am 13. April werden es 100 Jahre sein, daß in einem englischen Dorf diese Frau geboren wurde, deren beharrlicher Mut in ihrem Kampfe gegen Laster und Unmoralität stets ein leuchtendes Vorbild bleiben wird. Am 28. April werden in England zu Ehren dieses hundertjährigen Geburtstages große Versammlungen stattfinden. Dem Mrs. Butler wird dort als die Heldin gefeiert, die mit unerschütterlichem Mut die Fesseln der doppelten Moral gebrochen hat, indem sie die Aufhebung der Reglementierung, an der manche Länder noch so schwer tragen, für England durchsetzte.

Unser Schicksal wird bei diesen Feiern nicht zurückbleiben, das zeigt die Tatsache, daß die Frauen, die sich um die Frauen ihrer Generationen kümmern, sich gehen und gehen lassen. Schon hat sich ein „Komitee der Jahrbuchfeier für Josephine Butler“ gebildet, das am 1. April eine größere Veranstaltung im Reformationsaal plant.

Die Berufseignung der Frau.

Von Dr. Franziska Baumgarten-Tramer.
(Schluß.)

Diesen günstigen Urteilen sei gegenübergestellt, was durch den Gewerkschaftsführer der Konsumgenossenschaften Berlin und Umgebung, A. Mirus, hervorgehoben wurde, daß „im allgemeinen Frauen nicht mit dem Ernst und dem Streben eines Erwerbsleben treten, wie es bei den Männern der Fall ist, denn der Mann weiß, daß sein Beruf die Erwerbsquelle fürs ganze Leben bildet, während die Frau damit rechnet, nach der Verheiratung nicht mehr auf Verdienen angewiesen zu sein. Dadurch wird das Streben, sich im Beruf zu vervollkommen, unterbunden. In den Jahren, wo eine Frau nicht mehr auf die Verheiratung rechnet, widmet sie sich den Berufsinteressen mit viel mehr Ernst als vorher.“ Ueber die Leistungsfähigkeit der Frauen äußert er sich: „Ich kenne Frauen, von denen ich überzeugt bin, daß sie in ihrem Beruf den Vergleich mit dem tüchtigsten Kaufmann aushalten.“

Ist so von praktischer Seite aus im allgemeinen den Frauen ein gutes Zeugnis zur Eignung für die verschiedensten Berufe ausgestellt, so tragen auch die wissenschaftlichen Untersuchungen der letzten 15 Jahre mit der Entwicklung der praktischen Psychologie, die sich speziell mit Eignungsprüfungen der Menschen beschäftigt, zur Beantwortung dieser Frage von der theoretischen Seite bei. Da wurden Untersuchungen angestellt über die Eignung von Männern und Frauen zu Schreibmaschinen, wobei die Frauen nicht schlechter abschnitten als die Männer; zum Telegraphenberuf, wofür sich die Frauen ihrer höheren Stimmlage und ihres zuvorkommenderen Wesens besser eignet; zur Bedienung an den Maschinen; zum Versicherungsagentenberuf, in dem die Männer im allgemeinen für den Abschluß schwieriger Geschäfte für geeigneter gehalten werden, die Frauen dagegen für kleinere Dinge, bei denen es mehr auf die Gewandtheit kommt. Auch die Kranken- und Unfallstatistik hat bereits wertvolles Material zu diesen Fragen beigesteuert.

Aus solchen Feststellungen ergibt sich eine

weitere Frage, die zurzeit lebhaft erörtert wird: Gibt es spezifisch männliche und spezifisch weibliche Berufe?

Eine systematische Untersuchung hat bisher nur der Berliner Psychologe O. Vitzmann durchgeführt, der sich die Frage vorlegte, ob es überhaupt psychische Geschlechtsunterschiede gebe. Auf Grund eines sehr reichen Materials kam er zu dem äußerlich wichtigen Schluß, „daß es keine einzige psychische Eigenschaft gibt, die sich ausschließlich bei dem einen oder bei dem andern Geschlecht fände.“ Ferner hat Vitzmann aus festgestellten, daß diese, beiden Geschlechtern gemeinsamen, psychischen Eigenschaften auch keinen wesentlichen Unterschied im Grade darstellen. Dagegen ergab sich die interessante Tatsache, daß „die mittleren Grade irgendwelcher Eigenschaften, irgendwelcher Leistungsfähigkeiten bei Frauen viel häufiger, dagegen extreme hohe und extreme niedrige Grade bei Männern häufiger finden.“

Wenn wir heute also von männlichen und weiblichen Berufen sprechen, so können wir dies nur in dem Sinne tun, daß die bisherige Stellung der Frau sie in eine ganze Reihe sogenannter hauswirtschaftlicher und philanthropischer Berufe gewiesen hat, so daß sich eine bestimmte Tradition bilden konnte. Aber diese darf uns nicht darüber hinwegtäuschen, daß die Frauen sich auch zu vielen Berufen, die als männlich bezeichnet werden, vorzüglich eignen. Vitzmann kommt denn auch zu dem Schluß, daß man dem Standpunkt des Vorhandenseins derselben psychischen Eigenschaften jeder Frau ebenso wie jedem Manne jeden Beruf zugänglich machen soll, für den sie Neigung empfindet. Alle Geschäfte, die der Frau irgend einen Beruf verbieten, sind ungerecht und beruhen auf Unkenntnis der wissenschaftlichen Tatsachen.

Aber die Eignung der Frau zum Beruf darf nicht nur vom Standpunkt ihrer psychophysischen Befähigung untersucht werden, denn die Berufseignung der Frau hat auch eine soziale Seite, die berücksichtigt werden muß, das ist die Mutterschaft. Es ist bekannt, daß die Zahl der berufstätigen Frauen einem großen Wechsel unterliegt, d. h. daß die Frau nach ihrer Verheiratung den Beruf verläßt, um sich ganz den Pflichten als Hausfrau und Mutter zu widmen. Dies ist sowohl bei den niederen wie bei den höheren Berufen der Fall. Dieses Ausscheiden der Frau aus dem Beruf bedeutet die Vermeidung eines Konfliktes. Denn dieser kommt für jede Frau, die den Beruf ausüben und gleichzeitig einen Haushalt besorgen muß. Sowohl der Beruf wie die Hauspflichten stellen an ihre Kräfte hohe Anforderungen und es heißt dann beiden Herren dienen, beide befriedigen. Für die höheren, oft entbitterten Berufe mag man sich mit Dienerschaft einigermaßen behelfen. Nicht so aber die große Masse der Frauen, die den Beruf nach der Verheiratung behalten, weil sie eben nicht vermögend sind und sich die Mittel zur Existenz verschaffen müssen. Der im September 1926 in Bordeaux abgehaltene „Erste Internationale Kongress für Frauenhilfe“ faßte 3 B. Resolutionen, wonach die Berufstätigkeit der verheirateten Frau ein notwendiges Uebel wäre. Die Bestrebungen der Gesellschaft müßten dahin gehen, daß der Mann genügend verdiene, damit die Frau nicht gezwungen sei, einen Beruf auszuüben. Wenn das nicht in absehbarer Zeit erreicht werden könne, so solle mindestens für die verheiratete Frau eine *Saltaqas* e. i. e. eingeführt werden, wie sie bereits in Amerika in vielen Betrieben besteht.

Zast gleichzeitig mit dem Kongress in Bordeaux tagte die Jahresversammlung des Bundes englischer Frauenvereine, wo dieselbe Frage mit ganz anderem Ergebnis diskutiert wurde. In sehr überzeugender Weise wurde der Tendenz zugestimmt, daß die verheiratete Frau ihren Beruf weiter ausüben solle. Die

Kinder würden eine viel weitere und umfangreichere Erziehung erhalten, wenn die Mütter noch etwas anderes verstehen als nur die Wirtschaft. Auch könnte gerade die verheiratete Frau der Öffentlichkeit am besten dienen. Und ferner wäre die berufliche Tätigkeit der Frau eine sehr erfreuliche Wirkung auf die Gestaltung der Hauswirtschaft aus. Denn die Frauen, die beruflich arbeiten, hätten bald bemerkt, wie rüchständig die Arbeitsmethoden des bisherigen Haushaltes noch seien und sie seien nun bestrebt, die ganze Hausarbeit in der Hauswirtschaft ökonomisch und rationell zu gestalten, wie wir das in Amerika, in Frankreich und nun auch in Deutschland sehen. Wir sehen also zu gleicher Zeit zwei entgegengesetzte Beweise von Frauentagen und man muß sie als zwei entgegengesetzte Strömungen im Leben der berufstätigen Frau ansehen: Ein großer Teil der Frauen greift zum Berufsleben nicht aus innerem Antrieb, sondern aus materieller Notwendigkeit und dieser Mehrheit bedeutet der Beruf eine Bürde. Man muß einer solchen in der Mutterschaft ihr höchstes Ziel erblickenden Frau beipflichten, daß das Berufsleben keine adäquate Beschäftigung für sie sei. Der andere, allerdings kleinere Teil der Frauen sieht in der Berufstätigkeit ein Lebenserfüllung.

Trotz des unzweifelhaft großen Fortschrittes nun, den das Berufsleben der Frau in den vergangenen Jahrzehnten genommen hat, ist es aber heute noch nicht frei von schweren Kämpfen. Die Frau muß noch dauernd mit dem Anwillen, wenn nicht mit dem Haß des Mannes als Konkurrentin rechnen. Man bemerkt ihre Leistungen viel niedriger als die des Mannes, was sich vor allem in der Entlohnung zeigt. In den höheren Berufen wird sie einer schonungsloseren Kritik unterworfen, als sie der Mann an ihrer Stelle erfahren würde, man schmeißt sie tot, überhört ihre Arbeiten oder erwähnt sie nur nebenbei.

Die moderne berufstätige Frau kämpft also zur Zeit auf verschiedenen Fronten: 1. um den Anforderungen des Berufes zu genügen, da ihre Ausbildung geringer ist als diejenige des Mannes; 2. um die Pflichten, die aus ihrer gleichzeitigen Stellung als Gattin und Mutter erwachsen, zu erfüllen; 3. um die Sündensünde zu überwinden, die ihr die Gesellschaftsordnung in den Weg legt. Aber trotz all dieser Schwierigkeiten ist eine Rückkehr zu früheren Zuständen nicht mehr möglich. So wie man trotz allen misslichen Begleiterscheinungen der Entwicklung der Technik doch nicht mehr zu den Zeiten des primitiven ledernen Zustandes zurückkehren würde, so wird man auch zu der strikten Arbeitsteilung, die Frau im Hause und der Mann im Beruf“ nicht mehr zurückkehren. Wohl werden noch viele Frauen sich weigern, diesen neuen Weg zu gehen und man muß ihnen nur wünschen, daß die materiellen Verhältnisse dies ihnen auch gestatten. Aber diejenigen, die ihn aus innerem Antrieb betreten haben, können es in der Zukunft tun, daß sie dazu die Berechtigung besitzen. Denn es sind Menschengehalte und nicht Naturgesetze, die ihnen bisher Schranken gesetzt haben.

Es geht vorwärts!

Ja, Gottlob, es geht vorwärts! Mit was? werden unsere Leserinnen neugierig fragen? Freudig und auch ein klein bisschen stolz antworten wir: Mit unserm Frauenblatt! Es hat ja manche Schwierigkeiten durchgemacht, das wissen unsere Freunde alle und wir haben auch kein Bedauern gemacht. Aber uns scheint doch der Zeitpunkt überwunden zu sein. Das hat die letzte Generalversammlung der Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt“ vom letzten Samstag in der „Spindel“ in Zürich deutlich erwiesen. Dort allerseitiger Anstrengung und Opferwilligkeit, für die auch hier allerorten noch einmal unsere warmen Gedanken sein soll, ist es dem Frauenblatt gelungen, sich ein gutes Stück aus dem schlimmsten Schlaraffenland zu befreien. Die Abnennungen sind erfreulich, mehr als Dampf und wieder Abgänge gegenüberstellen. Noch sind wir freilich nicht aus allen Sorgen heraus: Noch der e-

hundert neue Abonnenten zu den alten und dieser Bestand dann gefestigt — und wir hätten gewonnen! Aber wir wollen nicht nur aus den Sorgen heraus, wir wollen auch weiter kommen. Wir wollen unser Blatt ausbauen, das es immer mehr allen Interessen der Schweizerinnen Frauenwelt umfassen kann, das es wirklich das schweizerische Frauenblatt sein darf. Dazu fehlt es uns aber immer noch an den nötigen Mitteln. Und darum bitten wir unsere Leserinnen und Freunde herzlich, doch in ihrer Mithewaltung und Freundschaft nicht nachzulassen, sondern — wie wir an der Generalversammlung — aufs neue wieder eine Begeisterung für unser gemeinsames Werk und unsere Aufgabe zu zeigen. Es muß und wird vorwärts gehen! Wenn nun jede Abonnentin sich vornehmen wollte, gerade in diesem ersten Begeisterungsanlauf unsere, auch zu einer, neuen Abonnentin zuzuführen? Wäre das nicht? Die einzelne folgte es nicht viel Mühe und uns würde es immer freierherzlicher vorwärts helfen! Euch Leserinnen und Freunde — denn würde ich Euch alle nur lauter Freude einfach umarmen!

Eine kleine Bitte gibt's aber dennoch zu schließen. Aber wir glauben fast, liebe Genossenschaftlerinnen, sehr lächelnd, wenn wir Euch bitten, Euch auch diesmal keinen — Zins zahlen zu müssen. Es tröht uns dabei immerhin, daß der „Verlust“ für die Einzelne nicht immerwährend ist und sie dieses Defizites gewiß gerne auf den Mut der gemeinsamen Sache legt. Aber wir hoffen doch zuverlässig, auch noch einmal in die „hohe“ Lage zu kommen, unser Genossenschaftskapital gebührend verzinzen zu können.

An die statutarischen Verhandlungen — Jahresbericht, Kassenbericht, Redaktionsberichte — schloß sich eine interessante Aussprache über die Einwirkung der Frauen auf die Gestaltung des Landes in diesem Sinne immer wieder vereinzelt Stimmen an den Vorstand. Man müße, um die Mäße der Frauen zu gewinnen, notwendigerweise dort anknüpfen, wo sich überhaupt antizipieren läßt, nämlich beim Heim, bei der Hauswirtschaft, bei praktischen Interessen wie Nähen und Kochen. Dem wurde gegenübergehalten, daß man sich den freigelegten und ungenutzten Kreis hinausführen und daß man keine Frauendrucke „machen“, wenn man von ihr nicht sprechen soll. Es scheint eben der wirkliche Zweck unseres Blattes immer noch da und dort verkannt zu werden. Es will — im Gegensatz zu den meisten andern Frauenblättern, die nicht gerade Fachblätter sind, den öffentlichen Interessen der Frau zu dienen, den Frauen die politischen, für die eben bisher noch ein Drogen fehlte. Es möchte die Frauen über die Nützlichkeit ihres hauswirtschaftlichen Kreises hinausführen und sie in Verbindung bringen mit den frauenpolitischen Fragen unserer Zeit. Den frauenpolitischen Willen wollen wir bilden, fördern, weiten, überhaupt ins Bewußtsein bringen — „frauenpolitisch“ dabei nicht im Sinne von parteipolitisch, sondern von der Sonderstellung der Frau zu den Fragen der Zeit her. So ist es unser Ziel, den Frauen die Möglichkeit zu geben, daß sie Heim und Haus zu mütigen ja keine Frauen sein — bei Liebe nicht etwa unterkriegen, sondern auch weiter alle unsere mögliche Aufmerksamkeit schenken, wie dies bisher schon geschehen ist und auch anerkannt wurde. Und wie wir sie als durchaus zugehörig zu unsern Aufgaben betrachten. Denn es macht sich doch gerade gegenwärtig die liberale Bewegung geltend, die die Frauen aus dem Haus zu drängen sucht. Von anderer Seite würde betont, daß, wenn das Blatt zu sehr populärisiert würde, es dann die Männer nicht mehr lesen, wie es doch bis jetzt oft der Fall sei. Einer dieser Herren z. B. sei der Stadtpräsident von ... — unsere Leserinnen verzeihen, wenn wir den Namen nicht nennen, aber dem Herrn Stadtpräsidenten ist es gelungen, den Frauen das Wort für die Gewinnung der Gemeinlichkeit — dessen erste Zeitung am Samstag Abend das Frauenblatt sei. Das richtige dürfte wohl jenes Wort ausgesprochen haben — und wir stimmen ihm aus vollem Herzen bei — das meinte, es dürfte wohl schwer halten, die Forderungen nach Betonung der mehr praktischen Hauswirtschaft in Form von Kochrezepten, Handarbeitsmustern, Modeschritten, Anleitungen zu schreiben, um so zu gestalten, daß die intellektuelle, die mehr geistig eingestellte Frau, nicht zu kurz dabei käme, daß es ihr ein Vergnügen bliebe, das Blatt zu lesen. Auch die Frauen sind zu differenzieren, ihre Interessen zu differenzieren, als daß man es leichterhand allen recht machen kann. Und schließlich sollte doch die geistig — ich sage abstricht — nicht „höher“ lebende Frau, aber die besser gebildete, die geistig beweglichere, das Niveau dieses Frauenblattes bestimmen und von ihrer vielseitig weniger geschulten Schwester ermahnen dürfen, daß sie sich ihrer Führung anvertraut und versucht, ihr auch da zu folgen, wo es ihr vielleicht nicht ganz ohne Mühenzug möglich ist.

So ergab die ganze wertvolle Aussprache die Gewissheit, auf der bisher eingebaltene Linie im großen und ganzen weiter zu fahren. Wir sind uns dabei wohl bewußt, daß wir Fortschritt leisten und daß Fortschritt nicht nur Arbeit, sondern auch Freude und die Freude, daß wir es „schaffen“ werden. Denn es geht vorwärts, entschieden vorwärts! Das hat das verfloßene Jahr bewiesen. Und mögen auch noch

bin ich aufgebracht nachher. Ich gebe der Hausfrau härtere Verbordnungen: nur meine Schüler werden eingelassen. Da weiß sie mit der Karte eines Herrn vor, der mich in beruflicher Angelegenheit um ein Zutun antwortet. Dr. Hugo Diehl, Hugo Diehl? Ein Altersgenosse, einjähriger Langparlier. Er war immer ein wenig lächerlich, ein hübscherer Junge mit Neigung zur Dickschikkeit. Hat sich als wohlhabender Hausvater zu einem Freund der Kinie entwickelt. Aber und ich wurden übrig bei ihm bewirtet nach unserm letzten Konzert. Als ich Klavierstunden ausgeschrieben, meldete er mir seinen Sohn als ersten Schüler, ein kleine fünfzehnjähriger, gutmütiger, phlegmatischer Junge. Und nun — ? In diesem Zimmer? Nein, das Empfangen, hat für mich ein Ende. Ich werde künftig darum bitten wollen, empfangen zu werden.

Onkel Tom's Hütte

(erschienen am 20. März 1852, ist also nunmehr 75 Jahre alt. Die Verlegerin Harriet Elizabeth, geb. 1811 als 7. Kind des Geschäftsleute Beecher, verheiratet mit Professor Thomas, geht in der Annahme des Mannes dazu in Cincinnati, wo sie 18 Jahre verlebte in einem Einzel, der nach Canada flüchtenden Sklaven beherbergte, wo also die Sklaverei in allen ihren Formen ihr dauernd vor Augen trat.) Wenn es je angebracht war, das Zubehören eines einzelnen Wertes zu geben, so ist das bei der Fall bei dem oben genannten. Bekanntlich bedeutet „Onkel Tom's Hütte“ nicht nur eine literarische, sondern auch eine kulturelle Tat. An dies Buch, das in nahezu sämtlichen Sprachen der Welt überlebt worden ist, bestete sich der größte Bucherfolg, den das 19. Jahr-

hundert erlebte. Und zugleich trat es als ein Hauptkapitel ein in die Bewegung, die zur Abschaffung der Negerkollerei in Amerika und damit zur Tilgung einer himmelschreienden Kulturhänse geführt hat.

Vor der kulturellen Tat die literarische im allgemeinen Bewußtsein zurückgetreten. Sicherlich besteht die Wertung an sich zu Recht. Indessen sie bringt doch den großen Nachteil mit sich, daß man „Onkel Tom's Hütte“ für allzuweit überwunden und lediglich der Vergangenheit angehörig hält: es hat keine adäquate geistige Wirkung erfüllt, hat man, und sich damit erschöpft; man besetzt sich nicht mehr mit ihm.

Und das ist schade, sehr schade. Denn, wie gesagt, „Onkel Tom's Hütte“ bedeutet auch eine literarische Tat. Ein Werk, dem nicht eine ganz außergewöhnliche Kraft der Darstellung, der lebendigen Veranschaulichung, innewohnt, hätte jenen beispiellosen Bucherfolg, der sich u. a. auf Völler und Länder erstreckte, die an der Tendenz ganz uninteressiert waren, niemals haben können.

Und so kommt „Onkel Tom's Hütte“, anstatt der Aktualität, eine historische Bedeutung, vergeht aber etwa der „Simplicissimus“, welcher, aus dem 30jährigen Kriege geboren, uns nunmehr für die Atmosphäre jener Epoche maggebend ist.

Freilich, nicht nur die äußere Situation, auch der literarische Geschmack hat sich gewandelt. Bislang waren die „Kulturprobleme“ die Aufstellung philosophischer, religiöser Weltanschauungsfragen dürfen wir im allgemeinen in den Romanen jener Zeit nicht finden. Am wenigsten in denen, die innerhalb des englischen Sprachgebietes entstanden, und für die das Weltanschauungsproblem in der Regel nicht existiert, resp. nur durch gleichmäßige durch eine konkrete, individuelle, wenn auch geistige Formigkeit gegeben ist. Aber um die geistigen Probleme der Weltanschauung, unauflöserlichen Gestalten jener Erzählungsart, um frohlicher und realer die ungegründeten Begebenheiten. Und sie verstanden zu erzählen, die Romanisten jener Tage! Prachtwort und unvergänglich die Fülle ihrer Charakteristiker, sein von einander abgehobener Gestalten mannigfaltigen Mann und Gesellschaften, die sich um den schwärzlichen schmerzhaften Onkel Tom bewegt! Unerschrocken und spannend im höchsten Grade der Schicksalsverlauf eines jeden Einzelnen mit seiner in den Verhältnissen begründeten romantischen Selbstliebe, die eben romantische Verklärung der Geschichte, die Einseitigkeit zwischen dem Gang der Haupthandlung, die gleichsam grelle ausschließliche Erzählung wertvoll. Wie sicher bewußt ist die Fülle des Stoffes an Stoff, an Ereignissen und Menschen, die hier komponiert in dem rhythmischen Nebeneinander großer Gruppen (Tom einerseits, George und Eliza andererseits), deren eine vom Schicksal unerbittlich in dunkelste Weiden, in einen gläubenden-

liebererklärten Wertzeitpunkt geführt wird, während die andere in das Licht der gesellschaftlichen und geistigen Freiheit empforteigen darf. Welch köstlicher trodener Humor wirzt die, andererseits auch den Szenen der tiefsten Nüchternung und des höchsten Pathos gewachsene und tiefsten meisterlich bewältigte Sprache.

Wenn ich das einzigartige Werk zur Hand nehme — und das geschieht wieder und immer wieder und ist mit jedesmal unverändertem Genuß verbunden — so muß ich mich häufig mit Verwunderung fragen, wo der Grund liegt, daß es kaum mehr gelesen wird. Ein Teil der Schuld trägt wahrscheinlich wohl die Tatsache, daß die mit dem Stoff gegebene Romantik sich auf diese Art lebendig, sehr wenig haben sie etwas von Onkel Tom's Hütte, aber wir haben noch die Freude, daß wir es „schaffen“ werden. Denn es geht vorwärts, entschieden vorwärts! Das hat das verfloßene Jahr bewiesen. Und mögen auch noch

Dr. Eilfriede Gottlieb.

